

Elvis & Jesus





Die Texte von **Andreas Mundt** laden zum Nachdenken und zum Schmunzeln ein. Und immer wieder lassen sie die Leser stutzen.

Merkwürdige Figuren tummeln sich in den seltsamen Geschichten, mal auf tragische, mal auf skurril-heitere Art. Andreas Mundt lebt mit seiner Frau und drei Goldfischen in Lilienthal bei Bremen. Wenn er mal nicht schreibt, arbeitet er als Heilerziehungspfleger und trifft dabei immer wieder auf inspirierende und interessante Menschen.

Besuchen Sie den Autor auf seiner Homepage:
<https://andreas-mundt.jimdo.com/>

Andreas Mundt

Elvis & Jesus

Von Schweinen und
Menschen

Edition Falkenberg

Titelabbildung: fotolia

1. Auflage 2018

Copyright © Edition Falkenberg, Bremen

ISBN 978-3-95494-174-2

www.edition-falkenberg.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder irgendein anderes Verfahren) ohne schriftliche Erlaubnis des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhalt

Einige mitwirkende Personen	6
Vorschau auf die Mitte des Buches	7
Merle	9
Sven	14
Schweinemast, Drugs and Rock 'n' Roll	19
Kurt Cobain und Elvis Presley	23
Merle erbt	28
Pignapping	34
Single-Malt-Whiskey	39
Arche Noah	43
Jesus	49
Elvis trifft die Queen	54
Jesus und Merle	59
Heile Welt	65
Happy End – Ach nee, doch nicht	65
Ein trauriges Schwein	70
Gesucht und gefunden	75
Schweine fliegen nicht	80
Die Königin der Meere	84
Krögers Geschichte	90
Frischer Lack für die Königin	95
Flaschenpost	99
Auf See	104
Das Gelobte Land	109
Blaubeeren und Stechmücken	114
Oskar	120
Pig-Island	126
Abschied	131
Was noch geschah	136

Einige mitwirkende Personen

Merle Speckmann, geb. 16.08.1974

Frank, Merles Bruder, geb. 25.09.1976

Sven, geb. 15.11.1970

Der alte Kröger, geb. 08.01.1935

Elvis Presley, der King of Rock 'n' Roll, geb. ebenfalls am 08.01.1935

Kurt Cobain, geb. 20.02.1967

Das Schwein Elvis, geb. 2006, irgendwann im März

Vorschau auf die Mitte des Buches

(Naja, nicht exakt auf die Mitte, eher auf den hinteren Teil im vorletzten Viertel)

Ein Ruderboot ohne Ruder dümpelte hilflos und verloren auf dem Meer. Die See lag spiegelglatt und still da. »Plong«, machte es leise, als eine herumtreibende Bierflasche mit Bügelverschluss gegen den Holzbug stieß. Niemand interessierte sich dafür. Sven kraulte dem Schwein Elvis die Borsten. Beide hörten etwas gelangweilt zu, wie Jesus ihnen predigte. Natürlich war das nicht der berühmte Heiland aus der Bibel. Nein, dieser Jesus war eigentlich ein Kleinkrimineller aus Norddeutschland. »Wahrlich, ich sage euch«, sprach er feierlich und hob die Arme, »auch wenn ihr hungert und dürstet, fürchtet euch nicht.«

»Kannst du mal fünf Minuten die Klappe halten?« Merle saß auf der Ruderbank hinter Sven und Elvis. »Du nervst!«

»Wahrhaftig, ich sage euch, wenn die Zeit reif ist, werden wir das Gelobte Land erblicken.«

Kurt Cobain, den alle nur Günther nannten, war auch an Bord. Der sagte aber nichts. Er lag auf dem Rücken und schnarchte.

Merle

»Ach nein, wie niedlich!« Ein rosa Schweineschnäuzchen hob von innen den Deckel an und schob sich neugierig über den Rand des Kartons. Merle griff nach dem Ferkelchen und drückte es inbrünstig an ihre Kinderbrust. »Soooo süß!«, jubelte sie und strahlte über das ganze Gesicht. »Danke, lieber Papa!« Mit dem quiekenden Wesen auf dem Arm lief sie davon.

»Musste das jetzt sein?«, fragte die Mutter. »Schon wieder so ein Vieh im Haus?«

»Ach Karin, lass der Kleinen doch die Freude.« Schwerfällig ließ sich Karl-Heinz Speckmann auf einen Küchenstuhl fallen. »Sie war so traurig.«

»Dauernd dasselbe Theater. Bald ist das Biest genauso groß wie die anderen. Und dann?«

»Dann nehme ich es eben wieder mit und bringe den Kindern ein Neues. Wie immer.«

Er rückte mit dem Stuhl an den Tisch und quetschte seinen dicken Bauch ein. »Was hast du heute Schönes gekocht?«

Karin holte eine Pfanne vom Herd und schob ihm zwei riesige Schnitzel auf den Teller.

»Gib mal ruhig drei, ich habe Hunger.«

»Es gibt auch noch Kartoffelpüree und Erbsen.«

»Ach nee, lass mal.«

Merle lachte im Flur und das Ferkel quiekte.

»Haben die Kinder schon gegessen?«

»Der Kleine schläft. Und die Große wird sich jetzt kaum von dem Vieh trennen können. Du solltest sie mal mit in den Betrieb nehmen.«

Der ›Betrieb‹ war eine riesige Schweinezucht und -mastanlage. Dort lebten 3.000 Tiere. Allerdings nie sehr lange. Wenn man vernünftiges Futter und die richtigen Präparate einsetzte, erreichte das Mastvieh schnell das notwendige Schlachtgewicht.

»Du hast gesehen, wie sie sich über das Tierchen gefreut hat. Sie ist noch viel zu klein, um mitzukommen.«

Merle riss die Küchentür auf. Glücklich plapperte sie: »Das Schweinchen ist so niedlich. Ich glaube, es hat mich schon ein bisschen lieb. Stellt euch mal vor, es mag gern im Puppenwagen liegen. Und mit einer Schleife auf dem Kopf sieht es aus wie ... oh, es gibt Schnitzel.«

»Ja, mein Liebling, setzt dich zu uns.«

Die Kleine kletterte auf den Stuhl. »Ich kann aber nicht lange bleiben. Schweinchen möchte Verstecken spielen.« Sie fing an zu kichern. »Ist das nicht lustig? Ich nenne es ›Schweinchen‹. Dann habe ich ein Schweinchen, das auch ›Schweinchen‹ heißt.«

Die Mutter schob ihr einen Teller hin.

»Iiuh, Kartoffelmatsch!«

»Man sagt nicht ›iuih‹ zum Essen.«

»Ich mag lieber Schnitzel.«

»Wer Schnitzel möchte, muss auch Püree mit Erbsen nehmen.«

»Liebling, weißt du eigentlich, woraus Kartoffelpüree gemacht wird?«, mischte der Vater sich ins Gespräch.

»Aus Kartoffeln.«

»Du bist ein kluges Kind!«, lobte er. »Und woraus werden Schnitzel gemacht?«

»Aus Fleisch natürlich, das weiß doch jeder.«

»Ja, genau, aus Fleisch!«, lachte er zufrieden und warf seiner Frau einen Blick zu, der bedeuteten sollte: »Siehst du? Sie ist viel zu klein.«

Der Großvater von Karl-Heinz war ein gewöhnlicher Bauer gewesen. Der Vater hatte sich dann auf die Schweinemast spezialisiert, doch richtig professionalisiert hatte sich erst Karl-Heinz. Unter seiner Leitung war das Familienunternehmen zu dem geworden, was es heute war, nämlich ein lukrativer Produktionsbetrieb, der kaum noch etwas mit der klassischen Landwirtschaft zu tun hatte. Schweinezucht und -mast in industriellem Ausmaß. Karl-Heinz dachte bereits darüber nach, eine eigene Großschlachtereie aufzubauen. Dann könnte er sein Fleisch selbst vermarkten. Ihm waren sogar schon ein paar griffige

Werbeslogans eingefallen: »Eine Wurst, die ist fein – doch von Speckmann muss sie sein.« Beinahe noch besser gefiel ihm: »Prima Wurst von Speckmann! Qualität, die schmeckt man!« Das hatte Schwung, darin steckte Musik.

Schon nach kurzer Zeit gehörte Schweinchen zur Familie. Mutter Speckmann wies dem Tier allerdings die klischeeartige Rolle des ungeliebten Stiefkinds zu. Das glichen Merle und Frank wieder aus, indem sie ihren Schatz mit Liebe überschütteten. Bedingungslos und ohne jede Einschränkung. Schweinchen durfte die Spielsachen zerkauen und ihre Lieblingsbücher zerfetzen, es durfte Süßigkeiten plündern und den Kindern mit den scharfkantigen Klauen versehentlich Kratzer zufügen. Schweinchen durfte alles. Nur nicht die Mutter ärgern.

Einmal stritten die Geschwister darüber, wen das Tier wohl lieber habe. Die Stimmen wurden lauter und wahrscheinlich wäre es zu einer richtigen Schlägerei gekommen, wenn Schweinchen nicht angefangen hätte, laut zu quieken.

»Es lacht uns aus«, stellte Frank fachmännisch fest.

»Ich glaube, du hast recht.« Merle gab Schweinchen einen Kuss auf die Schnauze. »Jetzt fahren wir dich spazieren.« Sie setzte das Tier in den Bollerwagen und gemeinsam zogen die Kinder ihn über den Hof. Noch vor zwei Wochen konnten sie es bequem im Puppenwagen spazieren fahren. Doch dafür war es mittlerweile zu groß und zu schwer geworden.

Merle, Frank und das Ferkel waren ein glückliches Trio. Sie rannten lachend und quiekend durch ihre fröhliche Kinderwelt und hatten viel Spaß miteinander. An warmen Sommertagen füllte die Mutter das Planschbecken und die Geschwister tobten und plantschten stundenlang mit Schweinchen im Wasser herum. Wenn das Becken nur ein wenig tiefer gewesen wäre, hätte Merle dem Tier das Schwimmen beibringen können.

Die Speckmann-Kinder waren die Einzigen in der Nachbarschaft, die ein Schwein als Haustier haben durften. Nachmittags bekamen

sie oft Besuch von Merles Klassenkameraden. Obwohl sie eigentlich Schweinchen besuchten und nicht Merle, war sie doch glücklich und stolz.

Kurz vor den Ferien kam Merle einmal sehr wütend nachhause.

»Die doofe Sandra hat gesagt, dass aus Schweinchen Wurst gemacht werden soll, das hat sie gesagt, die blöde Ziege.«

Mama runzelte die Stirn.

»Und dann hat sie noch gesagt, dass es totgemacht und aufgegessen werden soll. Und dass sie sich schon auf die leckeren Schnitzel freut.«

»Ja, spinnt die denn?«, schimpfte Frank. »Schweinchen darf man doch nicht aufessen!«

»Das hab ich ihr auch gesagt. Aber da hat die Doofe nur gelacht.«

»Und dann?«

»Na, was wohl? Ich habe ihr was auf die Nase gegeben. Da hat sie nicht mehr gelacht.«

»Mama, Schweinchen wird doch nicht totgemacht und aufgegessen, oder?«

»Ich habe jetzt keine Zeit für sowas. Besprecht das mit Papa, wenn er nachhause kommt.«

Sie stand auf und ging. Das sollte mal schön der Karl-Heinz den Kindern erklären.

Am Nachmittag versuchten Merle und Frank, dem Ferkel beizubringen, durch einen Reifen zu springen. Darüber geriet das unerfreuliche Thema der Nutztierverwertung vorläufig in Vergessenheit.

Jeden Tag nach der Schule lief das Mädchen zum Stall, um Schweinchen herauszuholen. Denn seit einer Weile durfte das Tier nicht mehr ins Haus. Mutter sagte, es sei zu groß und mache zu viel Dreck.

Doch an einem sonnigen Mittwoch war der Stall leer. Merle rief und suchte den tierischen Spielkameraden überall. Schließlich saß sie auf Mutters Schoß und weinte und weinte. Frank stand ratlos daneben und streichelte den Rücken der Schwester. Mama strich ihr tröstend über

das Haar, schaukelte sie sanft vor und zurück und murmelte: »Meine Kleine. Meine arme, arme Merle.«

Die Küchentür wurde geöffnet, Papa kam herein und ließ sich schwerfällig auf einen Stuhl fallen. »Was ist los?«, fragte er schnaufend.

»Na, was glaubst du?«

Merle hob das verheulte Gesicht und rief verzweifelt: »Schweinchen ist fort.«

»Ach ja ... ich meine: Oje! Komm zu mir und lass dich trösten.«

Sie kletterte auf seinen Schoß und schmiegte sich an den dicken Bauch. Ihr Schluchzen wurde nach einer Weile ruhiger und verebbte schließlich ganz. Doch plötzlich fuhr Merle hoch und fragte: »Wird Schweinchen jetzt umgebracht und aufgegessen?«

»Ganz sicher nicht, mein Engelchen.« Er strich ihr über den Kopf. »Wie kommst du denn darauf. Niemand wird dem Tier etwas antun.«

»Aber wo ist es bloß?«

»Weißt du denn gar nicht, was mit Schweinen passiert, wenn sie zu groß werden? Habe ich dir das nie erzählt?«

Mutter runzelte die Stirn und zischte Papa etwas zu. Der hörte sie nicht und verkündete fröhlich: »Sie fliegen in die Karibik.«

Mutter hielt sich die Augen zu und stöhnte leise. Merle beachtete sie nicht weiter und fragte: »Ist das wahr? Was machen die da?«

»Urlaub natürlich! Was denn sonst?«, behauptete Papa, als sei das die selbstverständlichste Sache der Welt. »Sie sonnen sich an schnee-weißen Sandstränden und planschen im blauen Meer.«

»Jetzt schwindelst du aber, Papa.«

»Nein, gar nicht. Was sollte man sonst mit all den Schweinen anfangen, die zu groß und zu fett sind? Die werden alle auf die Bahamas geflogen. Dort können sie es sich gut gehen lassen und ihr Leben genießen.«

Merle staunte ihren Vater mit offenem Mund an.

»So, nun bin ich aber hungrig.« Er hob sie vom Schoß und wandte sich an seine Frau: »Sind noch Koteletts von heute Mittag da?«

»Ja, ein paar. Möchtest du Bratkartoffeln und Salat dazu?«

»Ach nee, lass mal.«

Am nächsten Tag brachte Papa Speckmann ein neues Ferkel mit nachhause. Und nach einem Jahr wieder. So ging es Jahr für Jahr. Die Kinder wurden größer, und während Franks Interesse an den Tieren langsam verblasste, brach Merle jedes Mal aufs Neue in Entzücken aus. Auch als sie schon anfang, sich für Frauensachen zu interessieren, wie Mode, Make-up und Handtaschen.

Sven

Sven lungerte auf dem durchgesehenen Sofa herum. Neben ihm saß seine Mutter und starrte gebannt in den Fernseher. Dort marschierte eine Reihe von Elvis-Imitatoren auf. Sie trugen weiße Glitzeranzüge und mächtige, schwarze Haartollen. Die meisten von ihnen hatten einen kleinen Bauchansatz. Sven schaute seine Mutter von der Seite an. Der echte Elvis war schon seit zehn Jahren tot. Als er starb, hatte sie geweint. Das wusste Sven noch ganz genau, denn das war der Abend gewesen, an dem er vom Dach des Hauses gesprungen war. Er hatte ausprobieren wollen, ob er fliegen konnte. So wie Superman. Zwar wurde im Allgemeinen behauptet, das sei nicht möglich, doch wer konnte das schon so genau wissen? Nach der Landung auf dem Gehweg hatte er verwundert sein Bein gemustert. Es schien plötzlich über ein zusätzliches Gelenk zu verfügen. An einer Stelle, wo es von der Natur nicht vorgesehen war. Außerdem war der untere Teil auf eine abartige, groteske Art zur Seite gedreht. Neugierig hatte Sven eine Weile darauf gewartet, ob das kaputte Bein Schmerz verursachen würde, doch er spürte nichts. Dummerweise war er trotzdem nicht in der Lage aufzustehen, denn sein Bein war nicht mehr zu gebrauchen gewesen.

Bald darauf hatte seine Mutter neben ihm am Krankenhausbett gesessen und geweint. Weil sein Bein kaputt und Elvis tot war. Und weil Sven ihr dauernd so viel Kummer bereitete und auf eine

merkwürdige Weise irgendwie verrückt war. Oder so ähnlich. So ganz genau wusste Sven das nicht mehr. Immerhin waren inzwischen zehn Jahre vergangen.

Nun saß der inzwischen Siebzehnjährige auf dem Sofa neben seiner Mutter, sah mit ihr den albernen Elvissen zu und wartete eigentlich bloß darauf, dass sie endlich einschlief. Dann wollte er sich aus dem Haus schleichen und im Kiosk an der Ecke einbrechen. Schnaps und Zigaretten ließen sich wunderbar auf dem Schulhof verkaufen. Doch die Glitzertypen hielten seine Mutter wach. Ein besonders nervöser Elvis trat vor, schloss andächtig die Augen und stimmte etwas zittrig ›Love me tender‹ an.

»Willst du nicht mal schlafen gehen?«

»Ach, mein lieber Junge.« Sie streckte sich und tätschelte ihm die Wange.

Svens Mutter war möglicherweise die Einzige, die noch immer nicht bemerkt hatte, dass ihr Sohn gar kein ›lieber Junge‹ war. Ganz ahnungslos konnte sie aber auch nicht sein. Schon vor Jahren hatte sie ihm einmal gesagt: »Du warst nie wie die anderen Kinder. Du warst immer irgendwie anders.« Und sie hatte ihm erzählt, dass er auf eine Weise anders war, die sein Vater wohl nicht ertragen konnte. Der hatte sich nämlich aus dem Staub gemacht, als Sven noch ein Knirps war. Kurz nach dem Sprung vom Hausdach. Dies wäre vermutlich der richtige Moment gewesen, um Betroffenheit oder Traurigkeit zu spüren. Doch es hatte ihn kalt gelassen. Es war ihm völlig egal gewesen.

Der nervöse Elvis hingegen fing nun beinahe an, vor Rührung zu weinen.

»Was heult der so?«

»Das verstehst du nicht.«

Da hatte Mutter mal recht. Das verstand er wirklich nicht. Gefühlsduseleien jeder Art waren ihm ein unlösbares Rätsel. Möglicherweise hing seine Unempfänglichkeit für Sentimentalitäten mit einer merkwürdigen Laune der Natur zusammen: Sven kannte weder seelische noch körperliche, noch irgendeine andere Art von Schmerzen. Er hatte

noch nie gelitten. Der Junge wusste einfach nicht, wie es sich anfühlte, wenn etwas weh tat. Ein paar Tage vor dem Sprung war er gestolpert und auf die Knie gefallen. Da hatte er überrascht zugesehen, wie rotes Wasser aus der frischen Wunde sickerte, und ohne mit der Wimper zu zucken, hatte er den Dreck und kleine Steinchen aus dem Fleisch gepult. Und auch nach seinem gescheiterten Flugversuch hatte er nichts gespürt. Da hätte er Schmerz erwartet, zumal die freundlichen Krankenschwestern und die strengen Ärzte dauernd danach fragten. Um das große Rätsel zu lösen, verletzte er sich eine Zeit lang selbst. Er schlug mit dem Kopf gegen die Wand, presste die flache Hand auf die heiße Herdplatte, stach sich Nadeln durch seine Haut. Es floss eine Menge Blut – doch keine einzige Träne.

Wie sollte ein Mensch Mitleid entwickeln, wenn er noch nicht einmal wusste, was Leid war? Schon im Kindergarten hatte Sven manchmal den Jungen und Mädchen die Handgelenke verdreht und fasziniert beobachtet, wie sich ihre Gesichter gequält verzogen bevor sie endlich loslärten. Das Geheimnis ließ sich bedauerlicherweise nicht aufklären – aber nutzen. Wenn ein Kind etwas besaß, was er sich wünschte, verprügelte er es, bis er bekam, was er wollte. Für Sven gab es keinen Grund anders zu handeln, denn er ahnte nicht einmal ansatzweise, was er den anderen damit antat. Dabei war er kein böser Mensch im klassischen Sinn, er kannte bloß nicht die Bedeutung von dieser komischen Sache, die man nicht sehen oder anfassen konnte und die ›Schmerz‹ genannt wurde. Er scheute auch nie davor, sich mit Stärkeren zu prügeln. Sie konnten ihm ja nichts anhaben. Nein, ein ›lieber Junge‹ war er wirklich nicht. Er wusste nicht einmal so richtig, was das eigentlich sein sollte. In der Schule war er schnell als skrupelloser und brutaler Schläger verschrien. Einmal ging er auf einen drei Jahre älteren Burschen los, weil der ihn ›Hinkebein‹ genannt hatte. Als der sich wehrte und dem Angreifer einen kräftigen Faustschlag ins Gesicht schmetterte, rückte Sven seine frisch gebrochene Nase mit einem kurzen Daumendruck wieder in die ursprüngliche Position zurück. Dabei war deutlich ein lautes Knacken zu hören. Sein Gegner staunte

über die eiskalte Reaktion und wurde anschließend von einer Salve an Tritten und Boxhieben in die Flucht gejagt. Seitdem galt Sven als unbesiegbar.

Und nun saß er da und sah den Elvissen dabei zu, wie sie sich lächerlich machten.

Seine Mutter murmelte irgendetwas und fing leise an zu schnarchen.

»Das wurde ja auch mal Zeit«, flüsterte er und humpelte aus dem Haus. In aller Ruhe machte er nun den Bruch und kehrte zurück zu seinem Alibi. Nachdem er das Fernsehgerät ausgeschaltet hatte, hauchte er der Mutter mit falscher Fürsorglichkeit zu: »Mama, du schläfst ja schon. Geh doch ins Bett.«

Von seinen Schulkameraden erpresste er oft ›Schutzgelder‹. Zahlten sie nicht, setzte es Prügel. Dabei kam ihm sein Ruf, unbesiegbar zu sein, sehr zugute. Ebenso der Umstand, dass ihm jede Art von menschlicher Empathie fehlte. Als die Schulleitung endlich wagte, Sven rauszuwerfen, bekümmerte ihn das gar nicht. Es sah nicht so aus, als würde er jemals einen Schulabschluss benötigen. Eine glänzende Karriere als übler Schläger und Verbrecher schien gesichert.

Nachdem seine Schullaufbahn also beendet worden war, übrigens sehr zum Leidwesen seiner besorgten und liebevollen Mutter, baute Sven seine kriminellen Geschäfte fleißig aus. Natürlich hatte das unweigerlich zu Folge, dass er es häufig mit der Polizei zu tun bekam. Er verbrachte beinahe ebenso viel Zeit im Gefängnis wie in Freiheit. Auch wenn er unter den Gesetzesbrechern Hochachtung und Respekt genoss, zog er es vor, die Gefängnisaufenthalte auf ein Mindestmaß zu beschränken. Also nahm er gelegentlich auch ganz legale Jobs an. Mal trug er Zeitungen aus, mal half er auf Baustellen aus. Allerdings fand er keine wirklich gut bezahlte Anstellung, was vermutlich mit dem fehlenden Schulabschluss zusammenhing. Und mit den häufigen Gefängnisaufenthalten.

Nachdem er bei seiner Mutter ausgezogen war, brauchte er ein regelmäßiges Einkommen, um die Miete zu bezahlen. Da traf es sich

gut, dass er einen relativ gut bezahlten Aushilfsjob im Schlachthof bekam. Svens Aufgabe war es, das nervöse Schlachtvieh aus den Transportern zur Abfertigung zu treiben. Das war eine Arbeit, die ihm nicht besonders schwer fiel. Mit den Elektroschockern war es ein Leichtes, die Tiere auf den richtigen Weg zu bringen.

In den Pausen sah Sven oft dabei zu, wie die Metzger die Schweine mit einem Stromschlag betäubten. Zuckend fielen die Tiere zu Boden, wo ihnen die Kehlen durchgeschnitten wurden. Dabei war Sven keineswegs ein sadistischer oder schadenfroher Zaungast, er war eher neugierig und interessiert. Denn das Geheimnis von Schmerz oder Angst hatte er ebenso wenig lösen können wie das des Mitgefühls oder der zwischenmenschlichen Nähe.

»Willst du auch mal?« Ihm wurde die Stromzange zur Betäubung gereicht.

»Na klar, warum nicht?« Sven griff die Zange und humpelte zum nächsten Schwein. Er schaute dem Tier in die Augen. Und er sah Furcht. Tierische Panik, die sich von der menschlichen kaum unterschied. Sven legte die Zange an, drückte den Auslöser, woraufhin Schweinchen zuckend zusammenbrach.

Wenige Tage später wurde Sven befördert. Vom Treiber zum Betäuber. Obwohl diese Arbeit eigentlich nur von ausgebildeten Fachkräften übernommen werden durfte. Doch Sven war billiger als die Profis. Und schneller.

Im Schlachthof verdiente er bald genügend Geld, um im Alltag über die Runden zu kommen. Krumme Dinger waren nur noch nötig, wenn ihm der Sinn nach ein bisschen Wohlstand und Luxus stand. Wenn er mal Urlaub machen oder sich etwas Schickes zum Anziehen kaufen wollte. Hin und wieder drehte er also noch seine alte ›Schutzgeldrunde‹ oder nahm ein paar Leutchen aus, die ihm gern ihre Barschaften überließen, wenn er bloß davon absah, sie zu verprügeln. Das hatte natürlich zur Folge, dass er manchmal den ersehnten Urlaub im Gefängnis statt auf Mallorca verbringen musste. Seine Mutter besuchte ihn regelmäßig dort, denn wie sie es schon damals gesagt hatte: Er konnte ja nichts dafür.

Schweinemast, Drugs and Rock 'n' Roll

Schnitzel wurden aus Fleisch gemacht. Und Fleisch hatte nichts mit den freundlichen Wesen zu tun, die Merle kannte. Natürlich konnte sie diese naive Illusion nicht in die Welt der Erwachsenen retten. »Aber Papa, du hast doch gesagt ...«, versuchte sie es mit Tränen in den Augen.

»Ach Kindchen, es sind nur Schweine.«

Der Vater nahm Merle nun häufig mit in den Betrieb. Sie interessierte sich für die Zucht- und Mastanlage. Leidenschaftlich und geschickt setzte sie sich dafür ein, dass es ihren tierischen Freunden so gut wie möglich ging. Sie konnte Papa überreden, die enge Boxenhaltung durch großzügige Freilaufställe zu ersetzen. Sie besorgte Beschäftigungsmaterial für die Borstentiere. Es gab Kunststoffzylinder mit Überraschungen im Inneren und Bälle oder Glöckchen, die an Ketten in den Stall gehängt wurden. Den Schweinen gefielen diese Freizeitangebote. Und auch ihr Vater war von den Neuerungen im Betrieb begeistert. Dadurch, dass sich die Tiere nun nicht mehr langweilten, kam es kaum noch zu Aggressionen und Verhaltensauffälligkeiten wie Schwanz- oder Ohrenbissen. Die Tiere wirkten glücklich und zufrieden. Entsprechend freundlich und entspannt war die Stimmung unter ihnen. »Meine Tochter«, pflegte Merles Vater stolz zu sagen, »die versteht etwas von Schweinehaltung. Das liegt ihr einfach im Blut.«

Bloß wenn die Transporter die fetten Tiere abholten und zum Schlachthof brachten, verschwand die Harmonie zwischen den beiden. Merle warf ihm Kaltblütigkeit und Herzlosigkeit vor.

»Kindchen, es sind Schweine. Ihr Lebenszweck ist es, uns zu ernähren.«

»Hörst du nicht, wie sie weinen? Es sind meine Freunde! Sie würden niemals jemandem etwas antun! Wie kannst du nur so grausam sein?«

»Red nicht so einen Unsinn. Es ist Nutztvieh! Wenn du damit ein Problem hast, bleib zu Hause, spiel mit deinen Puppen.«

Doch das wollte sie auf gar keinen Fall. Sie musste weiterhin mit in den Betrieb kommen. Wie sollte sie sonst dafür sorgen, dass es ihren Freunden gut ging? Wenigstens bis sie das Schlachtgewicht erreichten, sollten sie ein möglichst glückliches Schweineleben führen.

An Tagen, an denen die schlachtreifen Tiere abgeholt wurden, verkroch Merle sich im Büro. Oder sie blieb gleich ganz zu Hause. Ihr Vater respektierte das. Immerhin stellte sie die Verwertung der Schweine nicht mehr grundsätzlich infrage. Auch dass die eigene Tochter eine Vegetarierin wurde (»Pfui!«), konnte Karl-Heinz Speckmann verkraften. Er wusste ja, dass sein Mädchen etwas sensibel war. Wenn keine Tiertransporte geplant waren, kam sie weiterhin gern in den Betrieb und kümmerte sich um die Optimierung der Schweinehaltung. So wurde sie ihrem Vater immer mehr eine wertvolle Stütze und schließlich eine echte Fachkraft in der Schweinezucht und -mastanlage.

Merles Bruder schlug da einen ganz anderen Weg ein. Frank soff billiges Dosenbier und kiffte so viel wie möglich. Er liebte laute Rockmusik und hasste alles, was nach Spießertum roch. Er schwärmte für AC/DC, Greenday und Metallica. Und über allen schwebten heilig die Größten der Großen: Nirvana! Kurt Cobain, der Sänger dieser Wahnsinnsband, war ein starker Typ. Der war cool und hatte voll den Durchblick. Und starke Mucke konnte er auch machen. Frank wusste: Im Grunde waren Kurt und er miteinander verbunden. So seelisch, irgendwie.

Mit den Eltern sprach er nur noch wenige Worte. »Ey, krass!«, »Kein Bock, ey!« oder einfach nur »Boah, ey!«

Zu seiner Schwester war er etwas freundlicher, aber ebenfalls eher wortkarg. Ihr gegenüber äußerte er sich in der Regel ungefähr so: »Ey, is ja derb.« Oder »Zucker, ey, echt Zucker!«

Kalle, ein guter Kumpel von Frank, hatte ihm einmal aus Spaß erzählt, dass Bananenschalen eine ähnliche Wirkung hätten wie feinstes Gras. Daraufhin trocknete er die Schalen auf dem Heizkörper und baute aus ihnen eine Menge Joints. Als er sie rauchte, wurde ihm speiübel und er kotzte in den Hausflur. Für die Mutter hatte er bloß

die wenig tröstlichen Worte übrig: »Boah, ey, mach keinen Stress, Alte.« Dann verließ er das Haus und sie hatte keine andere Wahl, als die Folgen des Bananenschalenexperimentes widerwillig und angeekelt zu beseitigen.

Ein paar Tage später traf Frank erneut seinen Freund. Diesmal erzählte Kalle ihm, dass in Schweinedung ganz bestimmt und auf jeden Fall eine Substanz enthalten sei, die THC, dem Wirkstoff in Cannabis, sehr ähnlich sei. Daraufhin besuchte Frank den Betrieb des Vaters und nahm einen Eimer Schweinescheiße mit nachhause. Im elterlichen Backofen trocknete er das stinkende Zeug und rauchte eine Tüte nach der anderen. Die Wirkung war ähnlich, aber leider wesentlich stärker als bei den Bananenjoints. Mit Shit oder Gras hatte das nichts zu tun. In seinem Magen blubberte es unangenehm, durch sein Gehirn taumelten böse Geister. Diesmal landete der Mageninhalt in der Obstschale auf dem Wohnzimmertisch. Jedenfalls zum Teil. Um sich von all dem Elend abzulenken, schaltete Frank die Glotze an. Und mit einem Schlag war alles anders, war alles schlimmer. Noch viel schlimmer als je zuvor! Ein Nachrichtenmann mit Krawatte erzählte, dass Kurt Cobain, sein Held, sein Gott, tot war. Tränen schossen ihm in die Augen. Trauer und Schmerz übertönten die Schweinedung-Geister im Gehirn. Wütend riss er den Röhrenfernseher aus der Schrankwand. Wenn die Kiste nicht so verdammt schwer gewesen wäre, hätte er sie durch das geschlossene Fenster auf den Hof geworfen. Doch der Apparat landete bloß krachend auf dem Fußboden. Mit der Stehlampe drosch Frank auf das kaputte Gerät ein, als sei es verantwortlich für Cobains Tod. Nach der Verwüstung der guten Stube verließ er das Haus. Auf dem klapprigen Damenrad der Mutter fuhr er ziellos durch die Gegend. An der Bushaltestelle, die der Dorfjugend als Treffpunkt diente, traf er Kalle. Der stand da rum, die Hände in den Hosentaschen, und grinste frech.

»Ey Alter, war das echt mies. Ich musste derbe reihern.«

Kalle zuckte mit den Schultern. »Da hast du wohl Pech gehabt, Junge, dein Problem.«

Da verdrosch Frank ihn gnadenlos und brutal wie zuvor den Fernseher. Denn eigentlich trug ja Kalle die Schuld an Cobains Tod. Hätte der ihm nicht diesen Mist mit dem Schweindreck erzählt, hätte Frank nicht reihern müssen. Und wenn er nicht so derbe gekübelt hätte, wäre Kurt Cobain niemals auf die Idee gekommen, sich zu erschießen. Das schien ihm absolut logisch und plausibel zu sein. Er prügelte auf den Scherzbold ein, bis die Polizei kam und ihn abführte. Frank wurde zu einer kurzen, aber unangenehmen Jugendstrafe verurteilt.

Im Gefängnis musste er sich eine Zelle mit einem Kerl teilen, der Sven hieß. Der hatte ein kaputtes Bein und konnte nur humpeln. Doch keiner der Knastbrüder hätte es je gewagt, ihn einen ›Krüppel‹ oder so ähnlich zu nennen. Sven war ein eisenharter Bursche. Der konnte Zigarettenskippen in seiner Handfläche ausdrücken, ohne auch nur zu zucken. Frank brachte das nicht fertig.

»Das ist reine Kopfsache, Mann. Wenn du übst, kriegst du das irgendwann hin. Nur nicht aufgeben.«

Frank gab sich alle Mühe, dieses Kunststück zu erlernen, doch er konnte nicht vermeiden, dass die Hand unwillkürlich zurückzuckte. Auch das Wimmern ließ sich nicht unterdrücken. Es tat einfach höllisch weh. Sein neuer Kumpel, der Sven, beobachtete ihn dabei scheinbar fasziniert.

Einmal erzählte ihm Frank, dass er nie wieder nachhause wolle. Seine Alten, der stinkende Betrieb, diese muffige Spießermwelt, all das könne er einfach nicht mehr ertragen. Am liebsten wollte er Rockmusiker werden, so ein cooler Typ wie Kurt Cobain es gewesen war. Doch leider konnte er weder Gitarre spielen noch singen. Sowieso konnte er eigentlich nichts, außer kiffen, saufen und Mucke hören. Und damit ließe sich ja irgendwie keine Kohle machen.

»Mann, vielleicht hab ich da was für dich. Draußen dreh ich immer so meine Dinger. Mal einen kleinen Bruch, mal geb ich jemandem was auf die Nase, bis er mich finanziell unterstützt. Zu zweit könnten wir so manches Ding einfacher durchziehen.«

Das ließ Frank sich nicht zweimal sagen. Nach der gemeinsamen Zeit im Gefängnis zog er zu Sven in die kleine Wohnung. Miete brauchte er nicht zu bezahlen. Dafür musste er tun, was ihm gesagt wurde. Und er tat es gern, denn Sven hatte wirklich den Durchblick. Der hatte es voll drauf. Sven war ein cooler Typ. Eben wie Kurt Cobain, bloß ohne Klampfe. Manchmal sollte Frank bei einem kleinen Bruch Schmiere stehen. Manchmal sollte er einfach nur jemanden verkloppen, während Sven danebenstand und interessiert zusah.

Frank glaubte, in Sven einen Freund gefunden zu haben. Sven ließ ihn in diesem Glauben und freute sich, einen so preiswerten Handlanger und Assistenten gefunden zu haben.

Kurt Cobain und Elvis Presley

Knapp zwei Monate bevor seine Leiche gefunden wurde, traf Kurt Cobain zufällig Elvis Presley in Paris. Kurt stand kurz davor, sich von einer sehr hohen Brücke zu stürzen, denn er war fürchterlich deprimiert und wollte nicht mehr weiterleben. Eigentlich hätte er zufrieden sein können. Er verdiente jeden Tag einen Haufen Geld und die Fans liebten ihn. Mit seiner Band Nirvana tourte er durch Europa. Die Hallen waren ausverkauft. Alle wollten ihn sehen und hören, alle bejubelten ihn. Doch das hatte er so niemals gewollt. Er hatte niemals ein Popstar sein, niemals bewundert oder gar vergöttert werden wollen. Noch vor Kurzem war er einfach nur ein Typ aus Seattle gewesen, der ein bisschen Mucke machte. Aber irgendwie war er plötzlich ein verdammter Superstar geworden. Außerdem hatte er Bauchweh. Nicht erst seit gestern. Nicht erst, seit er auf Europatour war. Nein, schon seit Langem. Eigentlich, seit er ein beklopptes Idol geworden war. Von Arzt zu Arzt war er gerannt, doch keiner konnte ihm helfen. Also war es kein Wunder, dass er mit den Drogen angefangen hatte. Die halfen jedenfalls ein bisschen. Außerdem litt er an einer merkwürdigen Schlafkrankheit. Mitten am Tag konnte er plötzlich

einnicken, von einem Moment auf den anderen. Kurt war sicher: Das war ›Narkolepsie‹. Doch wenn er seinen Ärzten davon erzählte, rieten sie ihm bloß, die Finger von den Drogen zu lassen. Als wäre das die Lösung. Unterm Schlusstrich war alles *fucking bullshit*. Das Leben war einfach nicht mehr lebenswert. Es war höchste Zeit, dem Elend ein Ende zu setzen. Er schaute über das Brückengeländer in die Tiefe. Die Höhe müsste ausreichen. Plötzlich hatte er es eilig, kletterte hinauf und wackelte oben etwas rum. Da wurde er auf Englisch angesprochen: »Du wirst doch wohl keinen Blödsinn vorhaben?« Kurt fühlte, wie er von hinten gegriffen und vom Geländer gezogen wurde. Im nächsten Moment stand er einem Typen mit ergrauter Elvistolle und Bierbauch gegenüber. Der Fremde sah ihn durchdringend mit seinen stahlblauen Augen an. »Wow, was für ein Blick«, dachte Kurt. Laut sagte er bloß spöttisch: »Elvis lebt! Wer hätte das gedacht?«

»Ich glaube, wir zwei sollten zusammen in eine Kneipe gehen.«

Kurz darauf saßen die beiden an einer Bar in der Nähe der Selbstmordbrücke.

»Und du bist wirklich Elvis Presley? Ich meine: DER Elvis Presley?«

»Ja, bin ich. Aber ich wäre dir dankbar, wenn du diesen Namen nicht mehr erwähnen würdest. Oder, wenn es sich nicht vermeiden lässt, wenigstens nur ganz leise. Ich habe nämlich keine Lust mehr auf das ewige ›Elvis lebt‹ und ›Elvis Hurra‹. Außerdem nenne ich mich inzwischen natürlich ganz anders.«

»Wie denn?«

Der King of Rock 'n' Roll holperte etwas, das sich irgendwie deutsch anhörte. Oder so ähnlich.

»Was?«

»Fritz Bierbauch«, wiederholte der ehemalige Rock 'n' Roll Star.

»Das ist aber ein merkwürdiger Name.«

Elvis-Fritz seufzte und strich sich über die kleine Wölbung seines Bäuchleins. »Ja, da hast du wohl recht. Als ich damals abgetreten bin, hielt ich das für einen ganz gewöhnlichen deutschen Namen. Jetzt glotzen mir alle auf den Bauch, wenn ich mich irgendwo vorstelle. Und dann grinsen

sie blöde. Tja, was soll's? Ist nicht mehr zu ändern. Nochmal zieh ich das Ding mit meinem Ableben nicht durch. Ist zu stressig.«

»Ja, was ist das überhaupt für eine komische Sache? Wieso bist du nicht tot?«

»Das ist eine gute Frage.« Elvis-Fritz schlürfte an seinem Cocktail. Und dann erzählte er seine Geschichte.

Schon als kleiner Junge hatte er Musik geliebt. Er sang im Kirchenchor und eigentlich immer, wenn er die Gelegenheit dazu hatte. Natürlich war es undenkbar, damit jemals auch nur einen Cent zu verdienen. Nach der Schule bekam Elvis einen Job in einer Maschinenreparaturwerkstatt. Und mit dem ersten, selbstverdienten Geld ging er in das Tonstudio von Mr. Phillips. Dort konnte jeder, der in der Lage war, ein paar Dollar auf den Tisch zu legen, eine eigene, echte Schallplatte aufnehmen und mit nachhause nehmen. Die erste Elvis-Scheibe war also ein einmaliges Einzelstück. Er schenkte sie seiner Mom zum Geburtstag. Gelegentlich sang er nun in kleineren Clubs Countrysongs. So verdiente er sich ein bisschen Geld dazu. 1954, er hatte inzwischen einen richtigen Job als Lkw-Fahrer, ging er wieder in Mr. Philips Tonstudio. Der Besitzer der winzigen Plattenfirma war begeistert, als er Elvis singen hörte. Der Junge hatte eine starke Stimme, aber vor allem hatte er dieses »gewisse Extra«. Diesmal brauchte der Sänger nichts zu bezahlen. Mr. Phillips besorgte ihm sogar eine kleine Band und nahm den Song »That's allright« auf. Das war eigentlich eine Bluesnummer. Doch Elvis brachte sie beinahe wie einen Countrysong. Und zwar wie einen bluesigen Countrysong. Das hatte es so noch nicht gegeben. Er sang so, wie es damals nur die Schwarzen taten. Und an Musikern mit der »falschen« Hautfarbe ließ sich kein Geld verdienen. Und so wurde er, der weiße Junge mit dem schwarzen Gesang – Rumms! – fast über Nacht zum Superstar. Zum King of Rock 'n' Roll! Vielleicht nicht zu einem Gott, aber auf jeden Fall zu einer Legende. Zuerst hatte ihm der ganze Zirkus noch Spaß gemacht. Er wurde mit Geld und Bewunderung überschüttet.

»Doch irgendwann war ich es leid. Verstehst du? Ich hatte es so satt. All die kreischenden Fans, die verrückten Fanatiker und Speichellecker. Niemand hat den Menschen in mir gesehen, alle nur den King. Es war zum Kotzen!«

Kurt nickte zustimmend.

»Es war ja nicht so«, fuhr Elvis-Fritz fort, »dass ich keine Lust auf die Musik hatte. Nein, es war der gottverfluchte Ruhm, der mir die Nerven raubte.«

»Wem sagst du das? Und das schreckliche Gekreische. Was denken sich die Leute bloß?«

»Gar nichts denken die. Sie drehen einfach durch.«

»Da kann man doch nur von einer Brücke springen.«

»Ja, eben«, gab Elvis-Fritz ihm recht, grinste dann und stellte fest: »Man muss nur aufpassen, dass einem dabei nichts zustößt.«

Am 15. August 1977 wurde die Leiche von Elvis Presley auf seinem Anwesen Graceland in Memphis gefunden. Jedenfalls glaubten das alle. Tatsächlich war es die Leiche eines verarmten Poeten aus Crawfordsville, Arkansas. Die Witwe des mittellosen Dichters hat sich sehr über die paar Scheine gefreut, die sie für die sterblichen Überreste ihres Mannes erhielt. Auf diese Weise konnte sie dem Gatten eine Gedenktafel aufstellen. Außerdem machte sie mit dem restlichen Geld eine Kneipe auf. – Und Elvis war frei.

»Du hast die ganze Welt gelinkt. Aber wie hast du das geschafft? Wie konnte das gehen?«

»Mit Geld. Und zwar mit sehr viel Geld. Du musst die richtigen Leute bestechen. Und du brauchst mindestens eine Kontaktperson, die sich um das Geschäftliche kümmert. Als Toter kannst du ja schlecht zur Plattenfirma gehen und deinen Anteil abholen.«

»Und wer ist das bei dir?«

Elvis-Fritz winkte lächelnd ab. »Diskretion ist in dieser Angelegenheit das Wichtigste. Abgesehen vom Geld. Reden wir lieber davon, wie es mir dir weitergehen soll. Was ist mit deinem Abgang? Willst du den durchziehen? Und wenn ja, auf deine oder auf meine Weise?«

»Deine Methode würde ich dann doch vorziehen.«

»Eine gute Wahl. Noch nie habe ich eine Entscheidung weniger bereut als die zu sterben.«

Elvis-Fritz riet ihm, sein neues Leben in Deutschland aufzubauen. Das war schön weit weg von Amerika und man konnte es sich dort gut gehen lassen. Er selbst war im Moment nur in Frankreich, um sich den Eiffelturm anzusehen. Eigentlich lebte er seit vielen Jahren in Hamburg, wo er sich übrigens auch mit dem etwas jüngeren Musiker Udo Lindenberg angefreundet hatte. Auf Kurts Frage, wie er denn ausgerechnet auf Deutschland gekommen war, erklärte Elvis-Fritz ihm, dass er dort in den 1950er Jahren seinen Militärdienst abgeleistet hatte. Land und Leute hatten ihm schon damals gefallen.

Die beiden Rockstars planten nun sorgfältig das Ende von Kurt Cobain. Und den Neuanfang von Günther Meierlein. Zuerst wollte Fritz ihn Günther Meier nennen, doch Kurt hatte Einwände.

»Ist das dein Ernst? Das soll ein gewöhnlicher deutscher Name sein?«

»Günther Meier ist der deutscheste Name überhaupt. Total unauffällig und total normal.«

»So wie Fritz Bierbauch oder was?«

»Na gut«, lenkte Fritz ein, »die Deutschen hängen gerne ein -lein oder ein -chen an manche Worte. Ständig heißt es Bäuerlein oder Brötchen, Herzlein oder Blümchen. Du könntest dich Günther Meierlein nennen.«

Das gefiel Kurt schon besser.

Die beiden saßen noch lange zusammen. Das war auch notwendig. Denn sie planten Kurts Selbstmord bis ins Detail. Und für sein weiteres Leben musste ebenfalls einiges vorab bedacht werden. Kurt meinte, er brauche keinen Reichtum und wünschte sich nur eine kleine Obstplantage, mit der er seinen Lebensunterhalt bestreiten konnte. Seine Frau Courtney sollte die Kontaktperson zum »alten Leben« werden. Er war sicher, sie würde einverstanden sein. Ihre Liebe flammte längst nicht

mehr so heiß wie früher. Die beiden waren inzwischen eher freundschaftlich verbunden. Courtney bräuchte ihn auch bloß am Anfang aus seinem Nachlass zu unterstützen, bloß bis der Laden richtig lief. Fritz versicherte ihm, dass er durch ein spektakuläres Ableben zu einer absoluten Kultfigur werden würde. Das wiederum würde die Einnahmen durch die Schallplattenverkäufe um ein Vielfaches erhöhen. Seine Witwe brauchte sich also in finanzieller Hinsicht keine Sorgen zu machen.

Als der Morgen dämmerte, verließen sie endlich die Bar.

Sie hatten alles genau geplant. Kurt sollte die Tournee abbrechen und einen missglückten Suizidversuch vortäuschen. Damit wäre der »echte« Selbstmord glaubwürdiger. Außerdem brauchte er die Zeit, um die zukünftige Witwe von seinen Plänen zu überzeugen. In zwei Monaten würde er sich mit einer Flinte das Gesicht wegpusten. Das würde Fritz die Aufgabe erleichtern, eine passende Leiche einzukaufen und nach Seattle zu schaffen. Es gab also noch einiges zu tun.

»Übrigens«, sagte der ehemalige Elvis Presley und gab ihm zum Abschied die Hand, »nächstes Jahr im Januar werde ich 60. Wenn es bis dahin mit deinem Selbstmord funktioniert hat, musst du unbedingt zu meiner Party kommen.«

Kurt Cobain versprach es lächelnd.

Merle erbt

Karin Speckmann war grenzenlos enttäuscht vom Leben. Und von ihrer Familie. Den Karl-Heinz, in den sie sich vor vielen Jahren verliebt hatte, gab es schon lange nicht mehr. Der hatte sich nach und nach in ein fettes Walross verwandelt. Sein Gesichtsausdruck ähnelte immer mehr dem eines Mastschweines. Ihr gemeinsamer Sohn war ein Idiot, der sich mit einem Schläger eine stinkende Bude teilte. Aus dem konnte niemals etwas Vernünftiges werden. Am ehesten kam Karin noch mit Merle zurecht. Die achtete wenigstens auf ihre

Ernährung und irgendwie auch auf ihr Karma. Karin fand, es wurde höchste Zeit, den Familienzwängen zu entfliehen und zu sich selbst zu finden.

»Du willst dich selbst finden?«, lästerte Karl-Heinz. »Dann sieh doch mal in der Küche nach. Vielleicht bist du ja dort. Und wenn du schon mal da bist, kannst du mir auch gleich ein schönes Steak in die Pfanne hauen.«

Karin kochte schon lange nicht mehr für ihn. Als Merle zur Vegetarierin wurde, war sie dem Beispiel der Tochter gefolgt und hatte ihre Ernährung ebenfalls umgestellt. Bald ekelte sie sich davor, Fleischgerichte zuzubereiten und Karl-Heinz gewöhnte sich an, in der Kantine zu essen. Karin war sicher, dass er sogar die mickrige Gemüsebeilage grundsätzlich liegenließ.

»Dir würde eine bewusstere Ernährung auch gut tun. Eine Möhre hat noch niemanden umgebracht.«

»Blödsinn! Ich fress doch kein Schweinefutter!«

Karl-Heinz verschlang einfach viel zu viel Fleisch. Und zu wenig von den wirklich guten Sachen.

»Es reicht, wenn die Schweine das Grünzeug fressen. Da bekomme ich genügend Vitamine ab«, behauptete er und weigerte sich stur, jemals auch nur einen Bissen von den Vollwertgerichten seiner Frau zu probieren. Karin ließ sich nicht von dem Walross an ihrer Seite herunterziehen. Sie belegte Yoga-Kurse, perfektionierte die vegetarische Küche, entdeckte ihr Yin und ihr Yang und konnte den Strom der heiligen Kraft ihrer Seele fühlen. Karl-Heinz zeigte kein Verständnis. Er mästete nicht nur seine Schweine, sondern auch sich selbst. Und eines Tages – nein, er platzte nicht – kippte er einfach um. Nach einem deftigen Frühstück fiel er Merle vor die Füße, bekam ein blaues Gesicht und keuchte: »Liebes Kind, du musst den Betrieb weiterführen. Du bist die Einzige, die das kann.« Nach diesen Worten furzte er und starb. Später dachte Karin heimlich darüber nach, ob es wohl die Seele ihres Mannes war, die mit dem letzten Darmwind aus dem fetten Körper gefahren war.

Kurz nach der Trauerfeier erklärte sie ihrer Tochter: »Ich habe keine Lust auf den Betrieb. Übernimm du ihn oder mach den Laden dicht. Ganz wie du möchtest. Mir ist es egal.« Anschließend packte sie ihre Koffer und flog nach Portugal. Dort investierte sie die gemeinsamen Ersparnisse und die üppige Prämie der Lebensversicherung in eine Hippie-Kommune.

Als Merle den Betrieb übernahm, war sie 24 Jahre alt. Wie hätte sie den letzten Wunsch des Vaters ignorieren können? Doch glücklich war sie dabei nicht. Merle trauerte um ihren dicken Papa. Sie vermisste die Mutter. Und auch Frank, diesen verrückten Kerl, würde sie gern mal wiedersehen.

Die Tiere unter ihrer Obhut wuchsen und gediehen prächtig. Die Wurfswinen taten das, wofür sie da waren. Ferkel wurden geboren, gemästet und zum Schlachthof gefahren. Der endlose Kreislauf der modernen Schweinemastanlage lief reibungslos und effektiv. Und gerade das machte sie noch unglücklicher, besonders an Donnerstagen. Denn da wurden die schlachtreifen Tiere abgeholt. Wie schon früher blieb sie dann einfach zu Hause und der alte Kröger kümmerte sich um den Ablauf im Betrieb. Merle wollte ihre tierischen Freunde nicht weinen hören. Meistens stand sie lieber zu Hause am Fenster und sah traurig in den Garten hinaus. Manchmal sprach Papas Stimme in ihrem Kopf: »Kindchen, es sind Schweine. Ihr Lebenszweck ist es, uns zu ernähren.«

Und wenn ihr danach war, antwortete sie: »Hörst du nicht, wie sie weinen? Es sind meine Freunde! Sie würden niemals jemandem etwas antun! Wie kannst du ...? Wie können wir nur so grausam sein?«

Doch der Vater gab keine Antwort. Er schnaufte nur noch einmal kurz.

An einem sonnigen Donnerstag im Juni hielt Merle es zu Hause nicht mehr aus. Sie fuhr mit dem Mercedes ihres Vaters in die Stadt, in der Frank lebte. Merle fühlte sich einsam und wollte nicht mehr an die

Schweine denken. Es könnte doch ganz schön sein, ihren kleinen Bruder wiederzusehen. Der war nicht einmal zur Beerdigung des Vaters gekommen. Wahrscheinlich hallte ihm noch immer das Gemecker in den Ohren: »Womit habe ich das bloß verdient? Meine Tochter: eine Vegetarierin! Mein Sohn: ein Krimineller!« Vielleicht könnten Frank und Merle zusammen eine Tasse Kaffee trinken, vielleicht würde es so wie früher zwischen den beiden sein. Doch als sie an der Tür klingelte, wurde nicht geöffnet. Sie ließ das Auto vor dem Haus stehen und ging spazieren. Später wollte sie es nochmal probieren.

Die Sonne schien freundlich, der Himmel war blau und die Temperatur angenehm. Merle vergaß für eine Weile, was zur gleichen Zeit im Betrieb geschah. Sie holte sich ein Schoko-Bananeneis und setzte sich auf eine Bank in die Fußgängerzone. Beinahe konnte sie nun den Sommer genießen. Obwohl es doch ein Donnerstag war.

»Guten Tag, schöne Frau.«

Vor Merle stand ein asiatisch aussehender Mann. Er trug einen weißen Glitzeranzug und hielt eine Gitarre in der Hand. Irgendwie kam er ihr bekannt vor.

»Darf ich mich zu Ihnen setzen?«

Zur Antwort rutschte sie etwas zur Seite und nickte lächelnd.

»Ach, das tut gut!« Er ließ sich erleichtert auf die Bank fallen. »Ich habe schon den ganzen Morgen gerockt.«

»Sie sind Elvis Presley, nicht wahr?«

»Naja, nicht persönlich.« Er lachte. »Aber ich versuche, ihn möglichst gut zu vertreten.«

»Können Sie denn davon leben?«

»Wer lebt denn schon von Geld?« Elvis lachte erneut. »Meistens reicht es für die Miete, und oft kann ich mich sogar satt essen.«

»Wäre es da nicht besser, einen vernünftigen Beruf auszuüben?«

»Oh, das habe ich. Viele Jahre war ich als Berufsschullehrer tätig. Aber das war einfach nicht das Richtige für mich. Ich wollte lieber Elvis Presley sein.«

»Ich verstehe.«

»Was machen Sie denn beruflich?«, fragte er.

Merle antwortete nicht.

»Naja, ist ja auch egal. Hauptsache es ist das Richtige für Sie, nicht wahr?«

Merle nickte nachdenklich.

»So schöne Frau, ich will dann auch wieder los. Eine Runde rocken und eine Runde rollen.«

Er schulterte die Gitarre und ging pfeifend davon. Nun fiel Merle ein, an wen er sie erinnerte. Außer an Elvis natürlich. Ein bisschen hat er ausgesehen wie Kim Jong-il, der nordkoreanische Diktator. Aber das spielte keine Rolle. Hauptsache war, dass er das tat, was für ihn das Richtige war. Diese Weisheit hätte auch von ihrer Mutter kommen können.

Zwei Spatzen kamen angeflattert und bettelten Merle um Eiswaffelkrümel an. Sie gab ihnen ein paar und fasste einen Entschluss. »Ich werde den Betrieb weiterführen, Papa, aber auf meine, auf die richtige Art.« Sie stand auf und die Spatzen schossen davon. Merle ging mit festen Schritten zum Auto zurück. Sie klingelte nun nicht mehr an der Tür des Bruders. Dazu fehlte die Zeit, sie musste Leben retten. So schnell, wie es das alte Auto zuließ, raste sie zum Betrieb. Auf der kurzen Strecke wurde sie zweimal geblitzt, überfuhr eine rote Ampel und ein Stoppschild. Viermal nahm sie anderen die Vorfahrt und einmal wäre sie beinahe aus einer ziemlich scharfen Kurve geflogen. Es nutzte nichts. Als sie ankam, war der Schweinetransporter schon fort.

»Der ist schon vor Stunden vom Hof gerollt«, stellte der alte Krüger ungerührt fest und biss in sein Wurstbrot.

»Aufhalten! Zurückholen!«

»Wat is los, min Deern? Heute is Donnerstag. Die Viecher sind längst zerlegt.«

Da war wohl nichts mehr zu machen. Merle stöhnte und massierte sich die Stirn.

Kröger, der schon seit fast dreißig Jahren im Betrieb arbeitete, stand etwas hilflos daneben. Er kannte die Tochter vom Chef schon lange

und wusste, dass sie zuweilen etwas sensibel war. »Was is los, min Deern?«, fragte er erneut.

»Nichts weiter, ich muss bloß einiges hier ändern.« Merle riss sich zusammen. »Ab sofort gibt es keine Lieferungen mehr an den Schlachthof. Kein Schwein verlässt den Hof, solange nicht gesichert ist, dass es eine glückliche, unbeschwerte Zukunft vor sich hat.«

Der alte Kröger öffnete erstaunt den Mund, brauchte aber eine Weile, bis er etwas sagen konnte. »Was soll das heißen? Wozu sollen wir produzieren, wenn wir nicht mehr liefern?«

»Das stimmt allerdings«, stimmte Merle ihm zu. »Ab sofort wird die Befruchtung der Sauen eingestellt.«

Wieder blieb Kröger der Mund eine Weile offen stehen, bevor er etwas erwidern konnte. »Aber wie soll das gehen, min Deern? Wie soll der Laden da laufen?«

»Ich werde den gesamten Betrieb neu ausrichten!«, rief Merle nun fröhlich. »Ab sofort steht nicht mehr der Profit im Vordergrund, sondern nur noch das Wohl der Tiere!«

»Aber das hier ist eine Schweinemastanlage. Wir leben von der Fleischproduktion.«

»Ab heute nicht mehr.« Sie drehte sich um und ließ Kröger stehen, der sich nun ratlos am Hinterkopf kratzte. »Und Sorge dafür, dass wirklich ab sofort keine Sau mehr befruchtet wird!«, rief sie ihm noch zu. »Wir haben genug mit den Ferkeln zu tun, die schon da sind.«

Merle war zufrieden mit sich. Sie führte den Betrieb weiter und erfüllte so den letzten Wunsch des geliebten Vaters. Gleichzeitig folgte sie dem Rat des Kim-Jong-il-Elvis und tat das, was für sie das Richtige war. Sie würde nie wieder ihre Freunde an den Schlachthof verkaufen. Ja, Merle war zufrieden. Kam aber auch ins Grübeln. Der alte Kröger hatte schon recht. Wenn sie keine Schweine verkaufte, gab es keine Einnahmen. Und wenn sie nichts einnahm, konnte sie auch nichts ausgeben. Bald würde sie weder den Angestellten die Löhne noch den Tieren das Futter zahlen können. Trotzdem war sie überzeugt, es war richtig, auf Elvis zu hören.

Pignapping

Frank wurde von der Türklingel geweckt. »Boah, wer zieht denn so eine Nervung ab?« Ein Blick auf die Uhr verriet ihm, dass es noch vor Mittag war. »Nee, um die Zeit kriegt mich niemand aus der Koje.« Er drehte sich um und versuchte, wieder einzuschlafen. Eine Weile wälzte er sich verärgert im Bett herum, stand schließlich auf und kochte sich einen starken Kaffee. Mit dem dampfenden Becher stellte er sich an das Fenster und entdeckte den Mercedes auf der anderen Straßenseite. Das war doch die Karre vom Alten. Und der war doch tot. Verdammt, was hatte das zu bedeuten? Durch die schmutzigen Scheiben konnte Frank sehen, wie jemand die Schleuder abholte. War das nicht ...? Das war doch Merle. Seine Schwester. Die hatte es anscheinend sehr eilig. Sie sprang ins Auto und raste mit quietschenden Reifen davon. Wie in einem bekloppten Gangsterfilm. Sie hätte ruhig mal reinschauen können, wo sie schon mal hier war. Frank kratzte sich am Sack und glotzte auf den leeren Parkplatz. Dort geschah allerdings nichts mehr. Stattdessen bimmelte das Telefon.

»Pass auf, ich hab ne Idee«, quatschte der Boss gleich los, ohne auch nur »Hallo« zu sagen. »Pack das Werkzeug zusammen und komm zur Tür. Ich bin gleich da.«

Frank konnte kaum »Okay« sagen, da hatte Sven schon wieder aufgelegt. Eilig stopfte er einen Satz Schraubenzieher, eine Brechstange, die Masken und Handschuhe in die Sporttasche und ging vor die Haustür. Nicht einmal eine Zigarette konnte er sich anstecken, da kam schon Sven in dem rostigen Ford um die Ecke. Frank warf die Tasche auf die Rückbank und sich selbst auf den Beifahrersitz. »Und? Was ist der Plan?«

»Guck ins Handschuhfach.«

Dort fand Frank eine Tüte mit einem rosa Klumpen in der Größe eines Brotlaibes. »Knetmasse? Sind wir im Kindergarten oder was?« Er bohrte den Zeigefinger in den Batzen.